



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

ausgestattet, sehnt er sich nach etwas Neuem, etwas Lebhaftem, wenn es auch nur den Anschein von etwas Logischem und Nützlichem hat — doch sind ja auch die Theezereemonien nicht für ihn gemacht! Wenn die Menschen, für die sie geschaffen sind, Genuß daran finden, so lassen wir ihnen ihr Vergnügen; auf jeden Fall aber sind die Theezereemonien nicht nur äußerst harmlos, sondern haben sogar, wenigstens in ihrer letzten Form, viel dazu beigetragen, die japanische Kunst in ihrer Reinheit zu erhalten.

Der höhere Zweck, der früher dem zeremoniellen Theetrinken beigemessen wurde, scheint jedoch heutzutage den Japanern nicht mehr so recht einleuchten zu wollen, immerhin haben sie aber noch dessen äußere Formen beibehalten. Überhaupt verhält man sich im modernen Japan, besonders in höhern Kreisen, dem Theetrinken gegenüber schon etwas kühler. Die westliche und besonders unsre deutsche Kultur, die in den dortigen Verhältnissen so manche Änderung hervorgerufen hat, hat auch hierin ihren Einfluß bewiesen, denn der deutsche „Bierkomment“ findet besonders bei Japanern, die im Lande des Gambrinus studirt haben, schon regen Beifall. Nicht umsonst giebt es in Tōkyō wie in Yokohama Brauereien unter deutscher Leitung, und sie machen durchaus keine schlechten Geschäfte, so daß Senno Rikjū, wenn er von den Toten auferstünde, vielleicht verzweifelt über den Einfluß der „westlichen Barbaren“ die Hände über den Kopf zusammenschlagen und ausrufen würde — natürlich auf japanisch —: O jerum, jerum, jerum, o quae mutatio rerum!



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ethische Studien. Der heutige Rezensent steht täglich als Esel nicht zwischen zwei Heubündeln, sondern zwischen einigen Duzenden; beim besten Willen und so leid es einem thut, verbietet es schon die Rücksicht auf den Raum der Zeitschriften, allem beachtenswerten in gleichem Maße gerecht zu werden. Der Dual der Wahl zwischen zwei Büchern, die heute an die Reihe kommen, wollen wir nun in der Weise ein Ende machen, daß wir das eine den Lesern einfach empfehlen, das andre ein wenig rezensiren. Jenes ist der kühne Versuch eines philosophisch durchgebildeten Mediziners, den Darwinismus und den Marxismus, die sich dabei einschneidende Korrekturen gefallen lassen müssen, unter einander und mit Kants Lehre von den absoluten logischen und ethischen Gesetzen zu versöhnen (System des moralischen Bewußtseins mit besondrer Darlegung des Verhältnisses der kritischen Philosophie zu Darwinismus und Sozialismus von Dr. Ludwig Woltmann. Düsseldorf, Hermann Michel, 1898). Das andre ist eine Ethische Studien betitelte Sammlung von Zeitschriftenaufsätzen des unermüdlichen Eduard von Hartmann (Leipzig, Hermann Haacke, 1898). Der erste: Unterhalb und oberhalb von gut und böse betitelt Aufsatz charakterisirt die drei Standpunkte, die man in der Moralfrage einnehmen kann: den naturalistischen, den moralistischen (die Annahme, daß die Moralität das einzige unbedingt Wertvolle sei) und den supranaturalistischen. Bei dem dritten hebt Hartmann mit Recht hervor, wie gefährlich der geistige

Hochmut des Mystikers sei, der sich durch die vermeintliche Vereinigung mit Gott über die Versuchung zum Bösen erhaben dünkt, vergißt aber zu bemerken, daß sich der orthodoxe Calvinist, der sich für einen Auserwählten hält, in derselben Lage befindet. Natürlich versucht er nun eine „Synthese“ der drei Standpunkte, wobei die Frage nach dem Ursprung des Bösen beantwortet wird. Wenn er sagt: „in der That muß die Wurzel des Bösen, wenn auch nicht das Böse selbst, in Gott gesucht werden,“ so scheint uns das mit seiner Metaphysik nicht zu stimmen, die als Weltursache den blinden und dummen Willen des Absoluten bezeichnet, der das Weltelend verschuldet habe, und dem also doch wohl die Rolle des Teufels zufällt. Interessant ist der Nachweis, wie sich die drei Moralstandpunkte in Kunst und Wissenschaft geltend machen; in der Kunst erzeugen sie den Naturalismus, das Kunstwerk als Bildungsmittel und den unwahren Idealismus. Die nächsten beiden Aufsätze sind Nietzsche und Stirner gewidmet. Nietzsche wird hart, aber an sich nicht ungerecht beurteilt. An sich, sagen wir, denn eine subjektive Ungerechtigkeit liegt allerdings in Hartmanns Urteil. Er selbst erfreut sich nämlich einer so glücklichen Natur, daß er für andre Gift kochen kann, ohne selbst Schaden dabei zu nehmen, während Nietzsche zu den Unglücklichen gehört, die alles fressen müssen, was in philosophischen Gifthütten gebraut wird, und daran zu Grunde gehen. Mit dem Gift meinen wir natürlich nicht die vortrefflichen Gedanken über Moral, Kunst, Politik, Schule und sonstige Gegenstände, die Hartmann mit seinem gesunden Menschenverstande und seinem Scharfsinn zu Tage fördert, und deren Wert und Verdienstlichkeit wir immer anerkannt haben, sondern seinen Pessimismus und sein „Unbewußtes,“ die jeden konsequent Denkenden, der sie ernst nimmt, entweder verrückt oder zum Selbstmörder machen müssen. Wenn Hartmann selbst trotz seiner Grundansicht die gewöhnliche Moral und Lebensweisheit ungefähr mit denselben Worten predigt wie die Pastoren (in neuerer Zeit hantirt er noch dazu fleißig mit „Erbünde“ und „Gnade“), so darf man es Nietzsche nicht übel nehmen, daß er einmal die Vermutung ausgesprochen hat, Hartmann wolle sich wohl über sein Publikum nur lustig machen. „Die antike Humanität“ ist ein Referat über Schneidewins gleichnamiges Werk; es schließt mit einer neuen Begründung der bekannten Forderung Hartmanns, daß, da sich am Gymnasium der lateinische und der griechische Unterricht zusammen im bisherigen Umfange nicht werden halten können, nicht der griechische, sondern der lateinische geopfert werden soll. Eine Untersuchung über Heteronomie und Autonomie hebt mit Recht hervor, daß es in unsrer Zeit, wo so viele den Glauben an Gott verlieren, gefährlich ist, den Schülern einzuprägen, daß Gottes Gebot die einzige Grundlage der Moralität sei. In der folgenden Abhandlung über den Wertbegriff und den Lustwert sind uns einige der ungenauen psychologischen Beobachtungen aufgefallen, wie man sie bei Hartmann häufig findet. So sieht es bei ihm aus, als ob jede Lust mit einem Katzenjammer gebüßt werden müßte, und der in unsrer sehr mäßigen Zeit gewöhnliche Fall, daß einer täglich zur Mahlzeit sein Glas Wein trinkt, ohne irgend welche üble Nachwirkung zu erleiden, kommt gar nicht zur Geltung. Blumen und Früchte, heißt es S. 145, „außer der Jahreszeit, in der sie häufig sind, werden sehr viel höher bezahlt, ebenso Nahrungsmittel in einer belagerten Festung; daraus ist zu schließen, daß der Lustgröße, die man sich durch solche Befriedigungsmittel verschaffen kann, ein höherer Wert beigelegt wird, wenn sie nur selten oder nur für wenige Menschen erreichbar ist.“ Seltne Früchte und Blumen werden in neun von zehn Fällen nicht der sinnlichen Lust wegen, sondern aus Eitelkeit teuer bezahlt, und bei den oft ekelhaften Nahrungsmitteln in einer belagerten Festung ist von Lust überhaupt nicht die Rede.

In einer unter dem Titel „Ethik und Eudämonismus“ zusammengefaßten Reihe von Antikritiken setzt sich Hartmann mit seinen Kritikern auseinander. Die Art, wie er Karl Jentsch behandelt (S. 160 bis 164), finden wir eines berühmten Philosophen, der mehr und mehr den Schwerpunkt seines Wirkens in die Ethik verlegt, nicht ganz würdig. Er richtet seine Antikritik gegen die im zweiten Bande des Jahrgangs 1892 der Grenzboten S. 592 ff. unter dem Titel: „Irrtum und Wahrheit im Pessimismus“ erschienenen Aufsätze von Jentsch und schreibt u. a.: „Die Glückseligkeit aller, welche das Ziel der Sittlichkeit sein soll, schätzt er ganz nach äußerlichen Maßstäben, nach dem Besitz äußerer Güter ab. Die reichen obern Zehntausend führen ein Götterleben usw.“ Nun hat Jentsch nach der grundsätzlichen Kritik des Hartmann-Kantschen Standpunktes, die auf die vom Schöpfer gestiftete unlösliche Verknüpfung von Moralität und Glück zurückgeht, ausdrücklich hervorgehoben, daß Reichtum zum Glück nicht notwendig, dieses auch in den bescheidensten Verhältnissen möglich sei, und hat seine Tathaten aufgezählt, als da sind: Familien sorgen und Familienfreuden, Freundschaft, Religion, Kunst, Naturgenuß. Er hat sogar gegen Hartmann den Vorwurf erhoben, daß in dessen Glücksbegriff eine schier unglaubliche Unbequemung an kindische und rohe Pöbelvorstellungen zu liegen scheine, weil er das ruhige Behagen eines ohne Elend und großes Unglück verfließenden Lebens nicht als Glück gelten lasse, sondern zum Glücksbegriff einen positiven Lustüberschuß fordere, den man sich füglich nicht anders als grobsinnlich denken könne. (Hartmann weist diesen übrigens nur hypothetischen Vorwurf in nicht sehr überzeugender Weise zurück. Wir erinnern nur bei der Gelegenheit noch daran, daß er — wir wissen leider nicht mehr wo — einmal den Eudämonismus mit der kurzen Dauer der Lustempfindungen verlegt; da kann doch schlechterdings an nichts andres als an Essen, Trinken und dergleichen gedacht werden.) Mit den Stellen aber, die Hartmann zum Beweise dafür anführt, daß Jentsch die Glückseligkeit nach dem Besitz äußerer Güter schätze, hat es folgende Bewandnis. Hartmann hat nachgewiesen, daß die Fortschritte im Wissen und im technischen Können die Leiden der Menschheit nicht verminderten, sondern vermehrten, und daß man schon froh sein dürfe, wenn der Kulturfortschritt zugleich die Heilmittel erzeuge für die Wunden, die er schlage. Jentsch wundert sich nun zwar darüber, daß Hartmann bei diesem Nachweise von dem reichlichen Material keinen Gebrauch mache, das die Schriften über die Lage des modernen Arbeiterstandes darbieten, erkennt aber an, daß sich Hartmann durch seinen Nachweis, der dem gewöhnlichen liberalen Optimismus einen kräftigen Stoß verseze, ein großes Verdienst erworben habe. Und bei dieser Gelegenheit sagt er dem Apostel des Pessimismus, woher die unveröhnliche Feindschaft gewisser liberaler Kreise stammt, über die er sich beklagt, ohne den auf der Hand liegenden Grund zu sehen. Das Glück der obern Zehntausend, führt Jentsch aus, werde durch den technischen Fortschritt wirklich erhöht; es sei das freilich nicht eben das höchste Glück, das Glück des Weisen, aber immerhin ein ganz reelles Glück. Diese Glücksvermehrung habe aber eben jene neuen Übel zur Voraussetzung, die der technische Fortschritt erzeugt, und die von einem Teile der Arbeiter ertragen werden müssen, und damit diese sie willig ertragen, sucht ihnen der Liberalismus einzureden, daß heute nicht allein die Reichen, sondern auch sie selbst viel besser daran seien als die Menschen früherer Zeiten und vom technischen Fortschritt unberührter Länder, und darum ist dem Liberalismus jeder Hinweis auf die Schattenseiten des modernen Fortschritts ein Greuel. Hartmann führt einen Ausspruch von Jentsch an, der für die spekulative Philosophie nicht sehr schmeichelhaft klingt, verrät aber wiederum seinen Lesern nicht, in welchem Zusammenhange er steht. Der Forderung, daß das Volk zur Sittlichkeit erzogen

werden solle, stellt Zentisch die Thatsache entgegen, daß eine Erziehung zur Sittlichkeit im allgemeinen gar nicht vorkomme und auch gar nicht möglich sei, sondern daß die Kinder stets zu einer bestimmten Art von Sittlichkeit (zu kirchlichem Fanatismus oder Patriotismus bis zum Chauvinismus, kaufmännischer Rechtlichkeit oder ritterlicher Ehrliche, Milde oder Härte, Übung blinden Gehorsams oder Selbständigkeit, zarter Scheu vor der Sünde oder zu skrupellosen thatsächlichem Handeln usw.) erzogen werden, und daß diese verschiedenen Sittlichkeiten unvereinbar miteinander seien, wie sich denn auch ihre Vertreter bekämpften. Und er fährt dann fort: „Nur in einem Punkte dürfte heute eine gewisse Übereinstimmung zu erzielen sein: die Arbeit preisen alle, und die Gegenteile davon, müßiges Genußleben, Spekulation in dem Sinne der philosophischen Grübeleien und Spekulation in dem Sinne von arbeitslosem Gelderwerb, werden auch die, die ihnen huldigen, kaum für sittlich auszugeben wagen.“ Aus diesem Sage geht hervor, daß Z. darin nicht seine eigne Meinung, sondern eine Zeitmeinung, eine Denk- und Urteilsweise darstellt; bekanntlich hat in andern Zeiten das Leben in Beschaulichkeit für höchste Sittlichkeit gegolten, und war in wieder andern Zeiten der ritterliche Müßiggang Ehrensache. Bei den von unsern modernen Philosophen so hoch geschätzten Buddhisten muß man vom Bettel leben, wenn man den Gipfel der Sittlichkeit erklimmen und sich der unbedingten Verehrung seiner Mitbürger erfreuen will. Der Übergang zu einem andern Kritiker lautet: „Während Zentisch auf die äußere Lebenslage das Hauptgewicht legt und die Glückseligkeit von dem Besitz äußerer Güter bedingt erachtet usw.“ Das ist nach zwei Seiten hin schief ausgedrückt. Nicht daß man sich einer günstigen Lage erfreuen müßte, wenn man sittlich sein soll, behauptet Zentisch (obwohl bei einem gewissen Grade von Ungunst der Lage Sittlichkeit thatsächlich unmöglich ist), sondern daß die Sittlichkeit eines Menschen daran zu messen sei, wie er auf die äußere Lage anderer einwirkt; es wird also z. B. die „Sittlichkeit“ des Inquisitors abgelehnt, der seine Nächstenliebe dadurch beweist, daß er seinen Nächsten zuerst foltert und dann lebendig brät, oder die des Frömmelers, der weder sich selbst noch andern etwas nützt. Und nicht Reichtum wird für eine unerläßliche Bedingung des Glücks erklärt, sondern nur ein gewisses Maß äußerer Güter, das nach Zeit und Umständen wechselt. Zur Zeit und in der glücklichen Heimat des Diogenes konnte man mit 50 Pfennigen Tageseinnahme und einem Logis bei Mutter Grün nicht allein glücklich sondern auch angesehen leben, heut und bei uns geht das nicht. — Zum Schluß konstruiert Hartmann aus achtundsechzig „religions=philosophischen Thesen“ ein sinnreiches Folterwerkzeug, um den Theologen den Verzicht auf ihre Phrasenhülle und ein unzweideutiges Ja oder Nein abzupressen.

Lebenszweck und Lebensauffassung von Dr. Otto Stock (Greifswald, Julius Abel, 1897) ist ein scharfsinniger Versuch, die Ethik rein objektiv und auf logischem Wege „aus dem im Bewußtsein des Individuums enthaltenen notwendigen Zwecken“ zu begründen. Der Verfasser findet, „daß in den für jedes Individuum logisch notwendigen Zweck der Selbstbehauptung die Erkenntnis als absoluter Zweck eingeschlossen ist.“ Der Übergang zur praktischen Ethik soll darin liegen, daß, seine Nebenmenschen kennen und mit ihnen fühlen, ein und dasselbe sei. Alles in allem eine sehr künstliche, aber sehr geistreiche und sehr folgerichtig durchgeführte Begründung der Ethik. — Die Gesammelten Vorträge von Dr. Karl Erdmann, em. Prof. (Neval, Franz Kluge, 1897) behandeln: Die Bedeutung der Persönlichkeit für das Rechtsleben, Recht und Moral, den Tod im Recht; das Privateigentum, die Poesie im Recht, die Zivilehe, das Spiel, die Familie, das Wesen der Heimat, ewige Personen, die Ehre, das Glück im Winkel. In der Einleitung

zum letzten bemerkt der Verfasser: „Es hat sich zweimal so getroffen, daß ich Sudermann mit der Wahl eines Themas unmittelbar vorausgegangen bin; jetzt kommt die, wie ich denke, berechnigte Revanche, die ich mir mit der Betrachtung des Glücks im Winkel nehmen will.“ Es sind gemüthvolle, von gesunden Anschauungen und Grundsätzen getragene, also nicht Sudermannsche, Betrachtungen eines vielseitig gebildeten Juristen, die sich gut lesen. An mehreren Stellen klingt die männlich gefaßte Trauer über die dem Untergange geweihte baltische Heimat ergreifend durch.

Schiffsunfälle. Der Soleil macht den sehr vernünftigen Vorschlag, die großen Mächte sollten zusammentreten und den Seeverkehr regeln, um Unglücksfällen, wie dem Untergange der Bourgogne, besser begegnen zu können. Dieser Vorschlag ist gewiß beachtenswert, und es ist sehr schmeichelhaft, daß ein französisches Blatt kurz und bündig gerade Deutschland den Vorschlag in einer Versammlung zur Regelung des Seeverkehrs anträgt, weil Deutschlands Seeverkehr den französischen übertrifft. Wenn nun auch eine Versammlung von Vertretern seefahrender Mächte gewiß durch Vereinbarungen über gleiche Signale, über das Verhalten der Schiffe bei Nebel, über gegenseitige Verpflichtung zur Rettung bei Unglücksfällen usw. großen Nutzen stiften und den Verlust manches Menschenlebens verhüten kann, so ist es doch auch ohnedies jetzt schon möglich, auf den Schiffen selbst Einrichtungen zu treffen, die in ungleich höherm Maße das Leben der Seereisenden schützen, als es bis heute der Fall ist. Dahin gehört vor allem, daß alle Rettungsmittel wiederholt von sachkundiger Seite einer Prüfung auf ihre stetige Verwendbarkeit und Brauchbarkeit unterzogen werden, daß der Kapitän und die mit der Verwaltung aller dieser Hilfsmittel betrauten Schiffsbeamten die volle Verantwortung für die beständige Brauchbarkeit tragen. Auf der Bourgogne soll z. B. eine große Zahl der Rettungsgürtel und sonstiger Schwimmmittel gänzlich unbrauchbar gewesen sein. Das Hinablassen der Boote zur Rettung wird von sachkundiger Seite an und für sich als eine sehr schwierige Arbeit bezeichnet, die selbstverständlich in der Not, wenn das Schiff zu sinken beginnt oder sich auf eine Seite legt, noch viel schwieriger wird. Ein früherer Kapitän in Bremen, Direktor Schneemann, soll sehr wesentliche Verbesserungen für das Befestigen und Losmachen der Boote erfunden und dem Kaiser schon vorgeführt haben. Auch hat Kapitän Storm in Hamburg ein Mittel angegeben, voll besetzte Boote ins Wasser zu lassen, einerlei, ob die Boote auf der hohen oder auf der niedrigen Seite des schief liegenden Schiffes in das Wasser gesetzt werden müssen. Auch soll es, wenigstens auf den großen Ozeandampfern, schon eingeführt sein, daß man den Reisenden die Boote zeigt, in die sie beim Unglück einzusteigen haben, daß man den sogenannten Kajütpassagieren Rettungsgürtel giebt und den Zwischendeckspassagieren wenigstens den Raum anweist, wo eine Anzahl Rettungsmittel zu ihrem Gebrauche bereit liegt. Ebenso werden, namentlich auf deutschen Schiffen, mit den Schiffsmannschaften Übungen im Hinablassen der Boote angestellt. Das genügt aber alles nicht, das Rettungswerk so hinreichend und sicher vorzubereiten, daß es, wenn der Unfall hereinbricht, glatt von statten geht. Warum geht doch das Verladen und Entladen von Truppen aller Art mit Pferden, Geschützen und Wagen auf Eisenbahnen so glatt und schnell vor sich, warum setzen Kavallerie und Artillerie ohne Brücken in verhältnismäßig kurzer Zeit und in völliger Ordnung selbst über Ströme, wie den Rhein? Einfach deshalb, weil man das in Zeiten des Friedens so einübt, daß jeder im Kriege weiß, wohin er gehört, und was er zu thun hat. Ist nun

etwa auf einem Schiffe während der wochenlangen Fahrt auf offener See nicht Zeit genug vorhanden, die Reisenden und die Schiffsmannschaften genau auf die Boote einzuteilen, die Rettungsgürtel usw. jedem persönlich zu übergeben, mit einem Worte vollständige Übungen im Rettungswerke anzustellen, sodaß jeder weiß, wohin er gehört, und was er zu thun hat? Warum ist ein gut eingeübtes Regiment jeder Waffengattung instande, auf das Alarmsignal in kurzer Frist, etwa von einer halben Stunde oder noch weniger, mit Sack und Pack zum Abmarsch bereit zu stehen? Ähnliche Übungen könnte jeder Kapitän mit seinen Reisenden, nicht nur, wie es ja hin und wieder geschehen soll, nur mit seiner Schiffsmannschaft, vornehmen. Er könnte auf ein bestimmtes Signal, wenn ich mich so ausdrücken darf, sein ganzes Schiff in kurzer Frist zur Rettung klar machen, wenn er seine lange Fahrzeit zu einer systematisch vorschreitenden Übung im Gebrauch der Rettungsmittel ausnützt bis zum wirklichen Besteigen und Hinablassen der Boote in das Wasser. Damit würde auch die zuverlässigste Besichtigung aller Rettungsmittel von selbst Hand in Hand gehen, eine stete Instandhaltung gesichert sein, und ein unbrauchbarer Zustand, wie es auf der Bourgogne der Fall war, völlig ausgeschlossen sein. Trage ich mit meinem Vorschlage „Eulen nach Athen,“ so soll mir das lieb sein. Gehört habe ich aber von derartigen Übungen noch nichts, auch bei den Berichten über das Unglück der Bourgogne und bei den daran geknüpften Vorschlägen noch nichts davon gelesen.

C. v. H.



## Litteratur

Volkstümliches aus dem Königreich Sachsen, auf der Thomasschule gesammelt von Dr. Oskar Dähnhardt. Erstes Heft. 1898. VIII und 102 S.

Dähnhardt, der sein Interesse für Volkskunde schon durch eine hübsche Sammlung naturgeschichtlicher Volksmärchen bethätigt hat, ist auf den glücklichen Gedanken gekommen, bei seinen Schülern nach noch lebendigen alten Volksfitten, Bräuchen, Aberglauben, Kinderreimen, Liedchen, Rätseln u. dgl. Umfrage zu halten. Was ihm seine jungen Helfer von der Prima hinab bis zur Quinta — doch auch Kollegen haben ihm beigeuert —, jeder aus seiner Heimat und seinem eigentümlichen Hauskreise, bisher zugetragen haben, legt er in diesem Hefte, das er selbst unabgerundet und unabgeschlossen nennt, einem weitem Kreise vor, um neue Mitarbeiterwerbend besonders unter der allmählich aussterbenden Generation. Darum hat er nicht mit der Veröffentlichung seines Materials gewartet, bis er mit einem dickleibigen Buche hervortreten konnte, sondern in einem anspruchslosen Hefchen an einer bunten Reihe von Beispielen veranschaulicht, wie Leute aus allen Ständen die gelehrte Forschung, der ja als letztes und höchstes Ziel ein umfassendes Bild des gesamten äußern und innern Lebens unsers Volkes vorschwebt, unterstützen können. Obwohl nur Rohstoff ist, was er bietet, hat die Sammlung doch hohen Wert, da bloß aus mündlicher Überlieferung, die der Herausgeber auf ihre Zuverlässigkeit getreulich geprüft hat, nicht aus gedruckten Quellen geschöpft ist. Die Arbeit des Herausgebers bestand wesentlich im Sammeln, Prüfen, Sichten und Ordnen. Aber daß er mit vollem Verständnis die Aufgabe angefaßt hat, dafür